

Aus der Zeit unserer deutsch-ostafrikanischen Mission.

---

zana amoorange ami." (Gib mir die Orangen, Schwestern).

Ein andermal sagte die Lehrerin zu einem kleinen Mädchen, einer Anfängerin in der Rechenkunst: „Franziska, wie viel Ochsen bleiben deinem Vater, wenn er im ganzen 10 hat, davon zwei verkauft und zwei schlachtet?“ „Gar keine“, gab die Kleine prompt zurück, „mein Vater hat sie schon längst alle aufgegessen.“

Ein anderes Mädchen fragt die Lehrerin: „Wie viel Hühner bekommst du, wenn dir deine Mutter zwei schenkt und dein großer Bruder ebenfalls zwei?“ „D, so etwas kommt bei uns daheim nicht vor“, wehrte sich die Kleine. „Wenn meine Mutter Hühner hat, so kocht sie dieselben meinem franken Vater; mein Bruder aber, o der ist alles selber auf; er ist ein Neidkragen.“

Einmal bei Schulbeginn, da den Kleinen der Schulbesuch noch ungewohnt war und das Stillstehen ihnen

### Aus der Zeit unserer deutsch-ostafrikanischen Mission.

Von N. N.

Eines schönen Tages, ich glaube es war im Jahre 1906, brachte der Postbote unserer Missionsstation St. Peter in Ostafrika unter anderem ein Telegramm, unser Generaloberer komme am nächsten Tage per Schiff nach Tanga, um uns zu besuchen; ich solle ihn dort abholen und nach St. Peter begleiten. Da war für mich natürlich keine Zeit zu verlieren, denn die Usumbarabahn fuhr damals nur bis Mauri und der erste Zug nach Tanga fuhr, wie ich wußte, um 8 Uhr morgens ab. Die Entfernung von St. Peter nach Mauri betrug aber etwa 15 Kilometer Abstieg vom Gebirge zur Steppe und in dieser noch 30 Kilometer.

Kurz entschlossen machte ich mich um 5 Uhr des



Taufe eines Kindes. (Missionsstation Detting.)

offenbar recht langweilig vorkam, nahm die Lehrerin eine Tabelle des Anschauungsunterrichtes zur Hand, auf welcher Haustiere und auch wilde Tiere abgebildet waren. Sie zeigte dieselbe den Kindern und fragte bei jedem Tiere wie es heiße. „Was ist das?“ „Eine Kuh.“ „Ein Pferd.“ „Was ist dies?“ „Ein Löwe.“ Im selben Moment schrie ein ganz Kleiner: „Usua isandhla jalo.“ (Tu deine Hand weg!). Erstaunt fragt die Lehrerin: „Warum?“ Da schrie der Kleine „Vihaluma.“ (Er beißt ja).

„Wozu gehören die Augen, die Hände, die Füße?“, fragt die Lehrerin in der Mädchenstufe. Auf alles erschien sie die richtige Antwort. Da stellte sie an ein kleines siebenjähriges Käffernädchen die Frage: „Wozu gehört denn die Nase?“ Die Kleine: „Zum Tabakschnupfen.“ Die Lehrerin: „Ja, aber ich schnupfe doch nicht.“ „Deshalb ist deine Nase auch so lang und mager“, gab die Kleine offen zur Antwort.

Abends mit einer Paterne bewaffnet und von ein paar Schulknaben begleitet auf die Socken und Sandalen, denn Schuhe konnte ich keine anziehen. Die Plaggeister, „Sandflöhe“ genannt, hatten sich unter meinen Zehennägeln eingebohrt und die Zehen waren infolgedessen wund geworden. Bevor ich noch in die Steppe kam, waren die Strümpfe, weil der Fuß in den Sandalen keinen festen Halt hatte, an der Sohle durchgerieben, die Ränder des entstandenen Loches rollten sich und machten mir das Gehen unmöglich. Darum weg mit den Socken und in den bloßen Sandalen weitermarschiert. Als ich nun in der Steppe weitere 10 Kilometer gegangen war, (es war unterdessen Nacht geworden), überfiel mich eine Müdigkeit, so daß ich mich nur langsam weiterschleppen konnte und schließlich froh war, als ich in Makuhuni, der Mitte zwischen Mombo und Mauri, mich in der Rasthütte, welche die Regierung in gewissen Abständen längs der Straße für die reisenden Europäer errichtet hatte, etwas auf der Kitanda (geslochtes Bettstätte) niederlegen

konnte. Indessen, an Schlaf war wegen der vielen Moskitos und der Ratten nicht zu denken. Da auch meine Begleiter nicht schlafen konnten, entschlossen wir uns, so gut und schlecht es ging, weiter zu marschieren, und, kurios, je näher wir unserm Ziele kamen und je heller es tagte, um so mehr mehr schwand wieder das Gefühl der Müdigkeit bei mir. Als ich nun mit der Bahn nach Tanga kam und auf dem Schiff nach der Person suchte, welche ich abholen sollte, stellte sich heraus, daß sie nicht auf dem Schiffe war, ich also den langen Weg umsonst gemacht hatte.

Auf dem Rückwege ging es mit dem Gefühl der Müdigkeit beinahe ebenso. Um 3 Uhr des Nachmittags mit der Bahn zu Mauri angekommen, trank ich noch schnell eine Tasse Tee, und machte mich wieder auf Schuhs Rappen auf den Weg nach Mombo, circa 30 Kilometer. Dort kam ich gegen 11 Uhr an und klopfte einen bekannten Farmer aus den Federn, der mir dann ein Bett anwies, wo ich mich bis 6 Uhr des nächsten Morgens niederlegte. Nach einem kleinen Frühstück machte ich mich an den Aufstieg ins Gebirge (etwa 900 Meter hoch). Als ich nicht mehr weit vom höchsten Punkt war, bekam ich riesigen Durst, und trank an einer kleinen Quelle. Aber kurios, der kläre Trunk wollte mich nicht erfrischen. Trotzdem ging ich weiter bergan und der erneute Durst brachte mir in Erinnerung, daß ich mal gehört hatte, das Herz aus einem kleinen Bananenstamm sei gut gegen Durst. Im Weitergehen spähte ich rechts und links nach Bananen und nachdem ich eine kleine gefunden, schnitt ich sie ab und bis in das herausgeschälte Herz. Hätte ich in einen Klumpen Tannin gebissen, es hätte mir den Mund nicht fester zusiehen können, ich glaubte erst, ich bringe ihn nicht mehr auf, und meinte schon, da bist du mal hereingefallen. Indessen, nach ein paar Minuten kam Feuchtigkeit aus dem Magen heraus und das Durstgefühl war verschwunden, aber nicht die Müdigkeit, die mich seit dem Trunk an der Quelle immer mehr am Weitergehen hinderte. Ich hatte nun nur noch etwa 8 Kilometer nach St. Peter, aber meine Füße wollten mich nicht mehr tragen. Dreimal mußte ich mich auf dem Wege unter einen Baum niederlegen, weil ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, das letzte mal im Angesichte von St. Peter. Und als ich zu Hause angekommen war, war auch alle Müdigkeit wie weggeblasen.

Ich habe oben die Sandflöhe erwähnt. Diese sind so kleine Insekten, daß man sie kaum sehen kann, und kommen im ganzen tropischen Afrika vor. Die Weibchen bohren sich in die Haut des Menschen, besonders gerne unter und an die Seiten der Zehennägel und innerhalb 3–4 Tagen schwollt das Weibchen dort unter der Haut durch die Zier bis zur Erbsengröße an, und erzeugt leicht eiternde Wunden. Ich habe durch dieselben vier Zehennägel verloren. Die Schwarzen entfernen dieselben, indem sie mit einer Nadel die Haut auf die Seite schieben und den Flöh unverletzt herausholen, wobei in der Zeh ein erbengroßes Loch bleibt. Wie oft muß man da, wenn man es des Nachts vor Zucken in der Zeh nicht mehr aushalten kann, aufstehen und beim erbärmlichen Schein eines kleinen Lämpchens nach den Löchern unter der Haut bohren, ohne sie zu finden. Wie oft habe ich sie darum nicht gefunden, weil ich an der verfehlten Zeh gesucht hatte.



### Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

So standen also 150 Portugiesen vielen Tausenden und Tausenden von Gallas gegenüber. Anfangs, wie gesagt, traute sich der Feind unserer Geschüsse wegen gar nicht heran, mit der Zeit wurde er aber immer frecher und dreister; er baute eben auf seine ungeheure Nebermacht. Unser Lager befand sich auf einer steilen Anhöhe, die eine Neberrumpelung nicht leicht möglich mache. Da wir ferner jeden Augenblick den Negus erwarteten, der mit einem zahlreichen Heere zu unserm Entzettel heranrücken sollte, verteidigten wir uns nur gegen 10–12 Tage, während welcher Zeit wir den Gallas mit unseren Feuergewehren eine Menge Leute töten. Als uns aber allmählich das Pulver ausging, und der Negus noch immer nicht erschien, sahen wir uns genötigt, den so tapfer verteidigten Berg zu verlassen und uns auf das abessinische Heer zurückzuziehen. Die Gallas, von denen wir mit unseren Feuergewehren eine Menge Leute getötet hatten, schienen auf unsern Abzug gewartet zu haben, um sich dann von uns zu entfernen. Hätten wir nur ein paar Hundert Portugiesen mehr gehabt, ich zweifle nicht, wir hätten das Riesenheer der Gallas in die Flucht geschlagen.

Kurz nach unserm Aufbrüche stießen wir auf die anrückenden abessinischen Truppen, an deren Spitze der Negus stand. Als er vernahm, die Gallas hätten die drei Provinzen Vale, Damaro und Hadea genommen, brach er wie tot zusammen und kehrte erst nach geräumer Zeit wieder zum Bewußtsein zurück. Wieder zu sich gekommen, weinte er wie ein Kind und brach jammern in die Worte aus: „O wie groß müssen meine Sünden sein, daß sie mir einen solch unerschöpfbaren Schaden einbringen! Es ist ein halbes Wunder, daß ich bei diesem Verlust nicht vollends den Verstand verliere!“

Der Verlust war in der Tat auch für die afrikanischen Verhältnisse nicht unbeträchtlich; denn Vale und Damaro sind nicht kleiner als Castilien und Portugal, und Hadea allein, das sich bis zu den Grenzen von Melinde erstreckt und viel Mürchen, Weihrauch und Gummi liefert, kommt an Umfang ganz Frankreich gleich.

Einige unserer Leute, denen die ungewöhnliche Niedergeschlagenheit des Negus zu Herzen ging, suchten ihn zu trösten und stellten ihm vor, Gott könne ja alles wieder gutmachen und zum Besten wenden. Er werde dies auch sicherlich tun, wenn er sich mit mir, seinem geistlichen Vater und rechtmäßigen Patriarchen, aussöhne und den von Alexandria gekommenen feierlichen Patriarchen von sich entferne. Ihr wohlgerneiner Rat blieb leider unbeachtet, und der verblendete Negus tat nach wie vor das Gegenteil.

Weil uns Portugiesen fast aller Munitionsvorrat ausgegangen war, wagte es der Negus nicht, den Gallas nachzuerziehen, um sich mit ihnen in einen zweifelhaften Kampf einzulassen. Er wollte sich zwar noch stärker rüsten und begnügte sich vorläufig damit, verschiedene Provinzen seines Reiches zu besuchen, um durch seine persönliche Gegenwart sein allmählich gesunkenes Ansehen wieder zu erhöhen. Die Portugiesen mußten ihn begleiten, und so hatte ich eine erwünschte Gelegenheit, uns ganz fremde Gegenden kennen zu lernen, die noch kein Europäer betreten hatte.

Wir rückten also von Doaro nach südlicher Richtung aus und kamen nach einem Marsche von sieben bis acht Tagen nach dem von schwarzen Christen bewohnten Reiche Oddy, auch Weda genannt. Als Landesherrn fanden wir einen Mönch, Bruder Andreas mit Namen. Er war ein Schwager des Negus, diesem zins-